

Schlag ins Gesicht

Terror, Krieg und Gewalt bestimmen unsere Nachrichten. Doch wie kommen die

Bilder dazu in die Zeitung? Was ist nicht zu sehen und warum?

Die Betrachtung

eines Dilemmas. **Von Nadine Olonetzky**

Die Emotionen kochten hoch, als im Sommer 2015 das Bild des kleinen Aylan Kurdi, tot aufgefunden am Strand bei Bodrum, um die Welt ging. Die Aufnahme der Fotografin Nilüfer Demir wurde zur Ikone für die Flüchtlingskrise. Anteilnahme, Empörung und Spekulationen über die Entstehung der Foto vermischten sich. Heftiger noch waren die Reaktionen auf Bilder des französischen Magnum-Fotografen Jérôme Sessini, der ein Jahr zuvor die Opfer des Flugzeugabschusses in der Ukraine festgehalten hatte. Die Aufnahme eines Mannes etwa, der, noch im Sessel angeschnallt, in einem Weizenfeld lag, entfachte einen Sturm der Entrüstung. Manche unterstellten dem Fotografen, er hätte in den Habseligkeiten der Verunglückten gewühlt, um ein besseres Bild zu bekommen.

Es werden immer die gleichen Fragen laut: Darf man solche Fotos machen? Sind die Motive von Fotograf und Redaktion nicht Information, sondern Sensationsgier und Auflagesteigerung? Zeigen sie überhaupt die Wirklichkeit, oder sind sie manipuliert? Und: Ist die Menschenwürde beziehungsweise das Recht auf Totenruhe der Abgebildeten noch gewahrt? Auch der Schweizer Presserat diskutiert über Klagen zu publizierten Fotografien auf dieser Basis. 2005 etwa, als das «NZZ-Folio» zum Thema «Bomben» ein Bild abdruckte, das den abgerissenen Kopf einer Selbstmordattentäterin zeigte. Ihr Gesicht ist gut zu erkennen. Darf man das? Welche Erkenntnis ist daraus zu gewinnen?

«Nichts ist subjektiver als das Objektiv eines leidenschaftlichen Fotografen», sagte der Magnum-Fotograf Thomas Höpker einmal; er arbeitete oft in Krisengebieten. Doch «der Blick durchs Objektiv schafft die Distanz, die uns Fotografen erlaubt, uns

nicht als Voyeure, sondern als Chronisten zu fühlen.» Die Unterscheidung ist beileibe nicht immer klar. Bevor aber ein Bild gedruckt wird, sind mehrere Entscheide gefallen. Zuerst entscheidet ein professioneller Fotograf, ob er in einer bestimmten Situation überhaupt zur Kamera greift. Wenn ja, ob er das Bild zur Veröffentlichung an seine Agentur weitergibt. Diese kann theoretisch Bilder zurückhalten, im Fall von Magnum Photos, einer Agentur der Autorenfotografen, zählt die Entscheidung des Fotografen. Auf einer nächsten Stufe diskutieren Zeitungsredaktionen, wie sie einen Bericht bebildern wollen.

Die Illustration wiederum ist sowohl vom Medium abhängig - Boulevard oder seriöses Blatt? - als auch vom kulturellen Umfeld. In Mexiko oder in der Türkei etwa werden grässlich zugerichtete Opfer von Gewalttaten auch auf Frontseiten gezeigt. In der Schweiz hingegen gibt es den Konsens, dass nicht mit Bildern von Toten, die erkennbar sind, oder mit Leichenteilen über Unfälle, Attentate und Kriege berichtet wird. Schwer verstümmelt oder tot soll der Mensch nicht zur Schau gestellt werden, nicht noch ein weiteres Mal Opfer, diesmal neugieriger Blicke, werden. Und auch die Angehörigen sollen durch diesen Verzicht geschützt werden. In unseren Redaktionen herrscht die Meinung vor, dass solche Bilder nicht wesentlich zur Aufklärung beitragen.

Das Böse in der Welt

Doch in einer Welt, in der jeden Tag extreme Grausamkeiten Menschen treffen, die - wie wir - ein friedliches Leben führen wollen, kann man sich doch einmal fragen, welche Bilder nicht gezeigt werden. Und warum wir uns diese nicht zumuten. Wäre es nicht zuweilen angebracht, diejenigen, die in Sicherheit auf dem Sofa sitzen, mit der Reali-

tät des absolut Schrecklichen zu konfrontieren - also Sie und mich? So dass es uns kalt erwischt? «Die Wahrheit ist dem Menschen zumutbar», sagte Ingeborg Bachmann einst, am 17. März 1959, in ihrer Dankesrede für den «Hörspielpreis der Kriegsblinden». In dieser Rede beschrieb sie die Arbeit des Schriftstellers nicht nur als eine fortwährende Ermutigung der Leser, die Wahrheit zu suchen. Sie wünschte sich auch Leser, die den Schriftsteller anspornen, ihnen die Augen öffnen. Es waren die Nachkriegsjahre, eine Zeit, in der vieles verdrängt wurde.

Doch wie ist das bei Bildern in Zeitungen oder bei den immer zahlloseren Aufnahmen, die sich wie die Fotos und Videos aus Abu Ghraib und aus Syrien lauffeuerartig im Internet verbreiten? Youtube und Co. sind den offiziellen News-Sendern immer um einige Nasenlängen voraus, und sie schonen oft weder Opfer noch Betrachter, von einer seriösen Einbettung ganz zu schweigen. In Zeiten wie heute, wo so viele Flüchtlinge unterwegs sind wie seit dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr, wo an so vielen Orten Kriege geführt werden und Terror auch uns bedroht, löst auch der Umgang mit Bildern von Greueln noch einmal die widersprüchlichsten Gefühle aus.

Denn während in unseren Zeitungen das Schlimmste vom Schlimmen nicht publiziert wird, wollen die Betroffenen oft selbst, dass ihr Schicksal gezeigt wird, dass die Welt hinschaut, sich damit auseinandersetzt, sie nicht vergisst. Anstössig ist aus ihrer Perspektive nicht unbedingt ein Bild, in dem ein Opfer erkannt werden kann. Verwerflich ist, wenn niemand hinsieht. Und aus diesem Blickwinkel muss es erlaubt sein, zu fragen, ob nicht die Würde der Opfer vielleicht einmal gerade dadurch gewahrt wird, dass wir sie in aller Brutalität zu sehen - und erklärt - bekommen. Weil wir nur durch diesen Faustschlag ins Gesicht, der das Bild dann ist, wahrzunehmen bereit sind, was tagtäglich geschieht. Weil das Bild ein Aufruf sein könnte, aufzustehen und sich für eine bessere Welt einzusetzen. Die Agentur Magnum Photos wurde unter anderem genau mit diesem Credo gegründet. Man wollte durch engagierte fotografische Berichterstattung aufrütteln, durch Empathie mit den Opfern eine Veränderung bewirken. Doch natürlich glaubt heute niemand mehr daran, dass durch schreckliche Bilder Kriege verhindert werden können.

Welches Bild sich Menschen ohne Kriegserfahrung vom Krieg machen, entsteht buchstäblich aus den Tönen und Bildern, die sich jeden Tag in die Wohnzimmer ergiessen, sei es über Radios, Bildschirme, Newsportale oder Zeitungen. Grausamkeiten sind dabei auf ein erträgliches Mass heruntergedimmt. Diese (schlechten) Nachrichten bilden in unserem Alltag einen nicht abreissenden Strom, der die eigene Wirklichkeit - man ist vielleicht gerade am Essen - begleitet und durchaus Unterhaltungswert besitzt. «Anscheinend ist der Appetit auf Bilder, die Schmerzen leidende Leiber zeigen, fast so stark wie das Verlangen nach Bildern, auf denen nackte Leiber zu sehen sind», schreibt Susan Sontag in ihrem Buch «Das Leiden anderer betrachten».

In der christlichen Kunstgeschichte gibt es viele Beispiele, in denen Grausamkeit und Nacktheit zusammengehen dürfen, etwa in Höllendarstellungen. Doch während im Kino und am Fernsehen zu später Stunde hollywoodsche Gewaltorgien serviert werden, die nur selten Protest auslösen, erhitzten sich die Gemüter schnell über Dokumente real existierender Grausamkeit, die über das gewohnte Mass hinausgehen.

Der deutsche Fotograf Christoph Bangert hält das für verlogen. In seinem Buch «War Porn» (2014) hat er Aufnahmen versammelt, die in den Medien nicht publiziert werden können, absolut unerträgliche Bilder. Bangert, dessen Grossvater ein überzeugter Nazi war, findet es brandgefährlich, dass niemand die unbeschreibliche Gewalt sehen will, die für Diktatur- und Kriegsoffer real ist. In einer grotesken Volte nennt er das Buch «War Porn», um den Vorwurf, er bediene den Voyeurismus des Publikums, vorwegzunehmen. Doch diese Ästhetik der Gewalt kann nur noch auf perverse Weise ergötzen. Bangert prangert unsere Verdrängungsmechanismen an, die Selbstzensur der Medien, wie er sagt. Ähnlich versuchte das hundert Jahre zuvor Ernst Friedrich mit seinem Buch «Krieg dem Kriege!» (1924): Es enthält 24 Nahaufnahmen von «gueules cassées», von Gesichtern mit fürchterlichen Verletzungen aus dem Ersten Weltkrieg. Damals gab es vielleicht noch einen Hoffnungsschimmer, dass mit einer fotografischen Schocktherapie etwas bewirkt werden könne.

Ein anderer Blick

Doch die Wahrheit sieht so aus, dass die Mehrheit von uns diesen Horrorbildern - was heisst: diesem Schrecken - nicht gewachsen ist. Dieser Wirklichkeit, die zumutbar sein müsste, um mit Ingeborg Bachmann zu sprechen, wollen (fast) alle ausweichen. Indem die Medien harmlosere Bilder publizieren, nehmen sie nicht nur auf Totenruhe und Menschenwürde Rücksicht, sondern auch auf die Wirklichkeit - oder auf die Empfindlichkeit - von uns Verschonten.

Und ist das nicht auch legitim? Denn zum einen kann, wer sich damit auseinandersetzen will, Bücher zur Hand nehmen, Ausstellungen besuchen und im Internet surfen. Zum anderen stellt sich die Frage, wie es möglich wäre weiterzuleben, wenn wir uns täglich in aller Brutalität vergegenwärtigen würden, was überall gerade in diesem Augenblick passiert? Man müsste verrückt werden oder komplett abstumpfen. Beides hilft nicht weiter.

Hier tut sich für eine weniger unmittelbare Aktuelle gebundene Fotografie und für die Kunst die Chance auf, mehr zum Verständnis von Ursache und Wirkung beizutragen. Ausstellungen und Bücher mögen dafür geeigneter sein, doch auch Zeitungen könnten hier mehr Schwerpunkte setzen. Indem nicht nur auf einzelne Ereignisse fokussiert wird, sondern auch Vorgeschichten, Randerscheinungen und Folgen für die Betroffenen beleuchtet werden. Indem auch Arbeiten, wie sie etwa die französische Fotografin Sophie Ristelhueber oder der Schweizer Fotograf Meinrad Schade schaffen, ausreichend Platz bekommen.

Über Jahre haben sich beide Fotografen mit den langanhaltenden Folgen von Kriegen, mit den Narben auf der Haut von Körpern, den geschlagenen Wunden in Städten und Landschaften, den Überlebenskämpfen und Gedenkritualen auseinandergesetzt. Zwar sind auch diese Bilder teilweise hart oder auf perverse Weise schön, aber das Grauen packt einen nicht so brüllend wie in «War Porn». Doch indem sie das Sichtbare zeigen, deuten sie auf das Unsichtbare und machen so den Teufelskreis deutlich, in dem sich Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft an so vielen Orten drehen.

«Der Tod wird kommen und kein Ende setzen», schrieb Ingeborg Bachmann 1959 in ihrer Rede für die Kriegsblinden weiter. «Denn weil das Gedächtnis der Menschen nicht reicht, ist das Gedächtnis der Familie da, eng und beschränkt, aber ein wenig länger.» Und das Gedächtnis der Fotografie. Das Dilemma hinsichtlich dessen, was man sich zumuten soll, bleibt bestehen.